

Zeitung Anzeiger

Rechte Trauer.

Es Matth. 22, 32: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.

Der Toten Sonntag naht. Wir wollen uns darauf rüsten, damit wir ihn recht begehen. Er ist ein Tag der Trauer und dieser Ernst legt sich uns mit Recht schon heute aufs Herz. Aber jede Trauer muß in sich gelind werden, sonst ist sie ein Unrecht. Und aus einer gelinden Trauer allein wächst das Herzens, was das Leben vor uns fordert, ernstes und doch freudiges Schaffen. Und gerade das Gebeten an die Gewesenen legt uns zu solchem Schaffen treiben an denen und mit denen, die noch sind, und für die die da kommen. Die falsche, laienlose und daher schuldvolle Trauer ihrer Grube darin, daß man sich mit seinen Lebenden allein nimmt. Und das ist eben falsch. Alles Lebendige bildet eine unerbittlich zusammenhängende Kette von Geistesfortschritt in Geistesfortschritt. Die vor uns, die nach uns, wir zwischen ihnen: eine Kette, durch deren Glieder der Strom des ewigen Lebens fließt. Lassen wir nun, indem wir uns nur langsam mit den Begangenen verbinden, den Zusammenhang zerbrechen mit den Gegenwärtigen und Zukünftigen, so unterbrechen wir die Kette, den Strom des Lebens, und machen uns schuldig, auch gegen die Gewesenen, denn auch ihr Wert wird damit durch uns abgebrochen — es soll aber durch uns weitergeführt und an die anderen weitergegeben werden. Gerade der Gedanke an ihr Wert, das sie unvollendet hinterlassen haben, sollte uns aus der Trauer hineintreiben in die doppelt freudige Arbeit, daß wir es weiterführen, daß wir es weiter vollenden helfen dürfen. So allein bleiben sie uns auch wahrhaft lebendig. Und so soll es sein! Wenn Jesus sagt: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden, so heißt das nicht bloß, daß unsere Toten in ihm leben, sondern es heißt auch: Gott will, daß auch du sie lebendig erhaltst, indem du ihr Wert lebendig erhaltst in freudigem Schaffen; er will, daß auch du den Tod überwindest und überwinden hilfst, indem du das Leben schaffst. Dr. H. P.

GedArbeit in November.

Auf dem Felde steht die Arbeit ungeschwächt weiter. Die Kartoffeln sind zwar schon eingebracht, höchstens auf großen Gütern hat man noch nicht alles schaffen können. Aber die Winterernte ist noch in vollem Gange. Wobringen, Futterernte, Obstzucht, auch die Eisenbahn ist fast mit dem Transport dieser Erdfrüchte beschäftigt. Daneben läuft die Vorbereitung für das kommende Jahr. Die Winterarbeiten sind natürlich längst erledigt, die jungen Pflanzen sind schon über das Stadium des Keimens hinaus. Aber es ist sonst noch viel zu tun. Der Winter, der im nächsten Frühjahr befehl werden soll, muß ungeschützt, damit er gehörig durchwintert. Das lockert den Boden. Auch werden beim Umpflügen allerlei Schädlinge bloßgelegt, Enteringer sollen den Sträuben zur Weite, selbst Hunde verjähren sie manchmal nicht. Mäuserdörren werden ungeschützt, so daß die Wägen leichter von ihren Feinden erreicht werden können, von Ratten, Mäusen, Miefen, Sünden. Vor allem ist die letzte Zeit die Zeit des Düngers und des Düngereinsatzes. Es reicht nicht besonders gut, aber es muß sein. Die Methode, die man glaubt, mit den sogenannten künstlichen, besser gesagt mineralischen Düngemitteln alles zu besorgen, ist überwunden. Kali, Phosphat, Stickstoff sind wertvolle Düngemittel und erst sie ermöglichen uns unsere starke „künstliche“ Kultur. Aber den tierischen Düngern, der durch seine Säuren reichlich einwirkt, der ferner die Bodenbakterien zu energischer Tätigkeit anregt und gewöhnlich wieder Leben in die Erde bringt, können sie nicht ersetzen. Vieles muß Hand in Hand gehen.

Der Brockenfächer.

Roman von Otto Goldmann.

8) (Nachdruck verboten.)
Etwas fünf Minuten später kam das junge Mädchen, das sich unter den Zeugen befand; leichtfüßig folgte es dem Fremden.
Der Richter maß auf seiner Landkarte mit dem Zirkel verschiedene Entfernungen nach und schüttelte den Kopf. Dann diktierte er weiter.
Zehn Minuten später, also etwa fünf Uhr fünfzehn, hörte der Postbeamte fünf hintereinander zwei Schüsse fallen, hinter sich hoch am Berge. Er dachte an Wildbäche, lebte sofort um und eilte diesen Richtung heraus.
Im Talort fand er zu seiner Befürchtung einen Sterbenden liegen. Er deutete sich über ihn, versuchte ihn aufzurichten. Er konnte mit Mühe und Anstrengung noch die Worte flüchern:
... mit dem Mädchen — geschossen!
Dann fiel er zurück und verstarb.
Der Richter blickte auf und ein Zug der Spannung trat in sein Gesicht.
„Mit dem Mädchen?“ wiederholte er die Worte des Postbeamten, „mit der da hinten?“
Der Förster nickte ihm unbedeutend an. Welchen Zusammenhang legte der Richter seiner Frage unter?
„Was der Sterbende damit sagen wollte, weiß ich nicht“, meinte er nach einer kleinen Pause und drehte verlegen seinen grünen Hut in der Hand, „ebenfalls merkte ich erst hinterher, daß ich nicht allein war. Das junge Mädchen lag da drüben im Gras an allen Gliedern stierend. Es hatte die Hände vordrückt geschlagen und schien auch mich erst zu bemerken, als ich es anrief. Es war ein paar Minuten unfähig, aufzustehen. So dachte, die Anstrengung...“
„Am!“ machte der Richter und blickte scharf nach der Richtung, die zu der die Zeugen auf sein Geheiß sich zurückgezogen hatten.
Die so oft und in langsamem Zusammenhang Erwähnte

Die Sicherung der Eisenbahnübergänge.

Am 7. November 1927 hat im Reichsverkehrsministerium eine Besprechung der beteiligten Kreise über Fragen des Straßenverkehrs auf Eisenbahnübergängen in Schienenhöhe stattgefunden. Es wurde hierbei festgestellt, daß die bestehenden und zum Teil schon durchgeführte Aufstellungen der neuen „Warnungstafeln für den Kraftfahrzeugverkehr“ als eine Verbesserung des früheren Zustandes anzusehen ist. Es besteht die Absicht, diese Tafeln in größerem Umfang als in der Verordnung vorgesehen auszuweisen. Auch soll der Name über den Benennung von Tafeln vor oder hinter den genannten Warnungstafeln für den Kraftfahrzeugverkehr nähergetreten werden, um sie an besonders ungünstigen Stellen besser erkennbar zu machen. Da übrigens aus anderem Anlaß die an den Bahnübergängen jetzt vorhandenen Warnungstafeln der Eisenbahn vorrangig durch Plakate ersetzt werden sollen, dürfte in Zukunft auch eine bessere Kennzeichnung der Übergänge selbst eintreten.

□ Die zulässige Größe der Postkarte. Es scheint noch nicht allgemein bekannt zu sein, daß Postkarten, die größer sind als die in den Abmessungen von 14,8 : 10,5 Zentimeter amtlich ausgegebenen Postkarten, gegen die Postfahrgeldgebühr nicht mehr befördert werden, sondern der Freigebühr unterliegen. Es ist daher zu empfehlen, die Bestimmungen genau zu beachten, weil solche unzulässigen Postkarten, wenn sie nur mit der Postfahrgeldgebühr freigegeben sind, mit Nachgebühr belastet werden müssen.

□ Die Militärrenten für Dezember. Da es nicht möglich erscheint, daß die dem Reichstag vorliegende Abänderung des Reichsverordnungsgesetzes in rechtzeitig verabschiedet werden kann, daß die Ende November fälligen Militärrenten für Dezember nach dem neuen Gesetz zur Auszahlung gelangen können, ist eine noch malige Voranschlagszahlung angeordnet worden. Wie der Reichsbund der Kriegesbeschädigten mitteilt, wird die gegenwärtige Zahlung auf die bisherigen Grundbeträge von 22 Prozent für alle Rentenempfänger für die Auszahlung der Dezemberbezüge bei den Befähigten auf 60 Prozent, bei den Hinterbliebenen aber nur auf 30 Prozent erhöht.

„Ich bin der Doktor Eisenbart.“

200 Jahre nach dem Tode des Wunderarztes.

In jedem besseren Kommerzbuch steht das berühmte Lied vom Doktor Eisenbart und seinen Wunderkuren. Zahllose Strophen hat es und es ist immer schöner als die andere. Die erste schon macht neugierig auf alle folgenden:

„Ich bin der Doktor Eisenbart,
zum Glück bin ich, dum!
Kurier die Welt nach meiner Art,
zum Glück bin ich, dum!
Kann machen, daß die Blinden seh'n,
zum Glück bin ich, dum!
Und daß die Tauben wieder seh'n,
zum Glück bin ich, dum!“

Wer das nun so liest oder singt, wird der wohl ohne weiteres glauben, daß dieser schalkhafte Medizinmann wahr und wahrhaftig gelebt hat. Davon ist das bei er, und vor 200 Jahren, am 11. November 1727, ist der Doktor Eisenbart oder Eisenbart, der auf die Taufnamen Johann Andreas Göric, von Samobierisch-Minden, wo er als ambulanter Arzt, der er war, ein paar Tage lang praktizieren wollte, direkt in die Geisteswelt abgegangen. In seinem Geburtsort wird er als „wundersam heilende, hochachtbare, weltberühmte Herr Johann Andreas Eisenbart“ bezeichnet und „Königl. Großbritanniens und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer privilegierter



Sanarzt, wie auch Königl. Braunschweig Rast und Solzefalken“ titulierte. Das also war der Mann, den wir, wenn wir ihn nur aus der Dichtung kennen, für einen Escharlatan, Sturzplücker und Mediziner, für einen Quacksalber, für einen Schalk mit dem Namen dazu mal zu halten geneigt sind, der aber, wenn man ihn unter die Lupe nimmt und näher befeht, als wir gewöhnlich, marktschreierischer, geschäftlender, dramatischerer Mediziner mal oft erkannt, im Grunde seines Wesens aber ein grundbescheidener, außerordentlich geschickter „Tunlich, Edmüthig und Wunderart“, wie er sich nannte, gewesen sein muß. Von den verschiedensten Zeiten wird ihm das in Ausdrücken höchster Bewunderung bezeugt, und das wird, das ihn als frassen Sorozanzen an den Pranger stellt, ist als Quelle seiner Fälschung wert. Nebenbei bemerkt: dieses Lied ist aller Bahrgenüßlichkeit nach viel früher auf der Welt gewesen als der Doktor und man hat den Namen „Eisenbart“ später nur lustvoll hinzugefügt. Aber noch mehr ist, muß wohl stehen: ein Bekanntheitsgrad älteren Ranges war dieser fälschliche Dr. med., ein Operateur, der das medizinische Geschäft im Umlaufgebiet betrieb und sich in Szene zu setzen wollte wie nur je ein „Spezialist“.

Als Jahrmarkten erschien in den Uransängen seiner Praxis der Eisenbart mit Postleuten, Jünglingen, Samsen und Freudenstücken, um auf seine medizinischen Kunststücke aufmerksam zu machen und Kunststück anzuloben. Es gab da manchmal „Ferdulieren“, aber im Grunde genommen war es eine Medizin, die sich sehen lassen konnte. Fürsten und höchsten Körperbehörden interessierten sich für den Doktor und es gab hohe sein Gehalt der Medizin, in das er nicht mit seinem Operationsmesser hineinkam. In Thüringen und Sachsen wurden und blühte und gedieh seine Praxis in herrlicher Weise und die Erfurter machten ihn zu ihrem Stadtarzt. Da er aber ein ruhelofer Mensch war, begab er sich mit seinen Wesseln, seinem Medizinstoff und seinen Gaben und Entwürfen bald wieder auf die Wanderstraße, und alles hat die ihm und wollte sich von ihm operieren lassen. Auch Berlin bekam ihn zu sehen als Friedrich Wilhelm I., der sonst nicht sein begünstigter Freund und Schwärmer veranlagter Herr war, was ganz natürlich von ihm. Im Jahre 1703 wurde der Doktor Eisenbart in Magdeburg gefaßt; er ging unter die Hausarzte, trat in die Schützengilde ein, wurde Schützengilde und führte sie überhaupt sehr gelinde und bürgerlich an.

von dem anderen Kammen, der nach dem Schuß auf ihn zugekommen ist.

Diese Zweifelfrage wurde eingehend besprochen, man konnte sich aber darüber nicht einig werden. Fußabdrücke hatten sich auf dem steinigen Boden nicht eingedrückt.

Die Beamten wunderten sich darüber, daß die Blutspuren, die vielleicht doch von dem getroffenen Täter herühren konnte, keine Fortsetzung habe.

„Der Mörder hat sich sofort verunreinigt, bevor er flüchtete.“

„Er hat das Blut im Gras da drüben abgewaschen, mit Verlaß zu bemerken“, ließ der Gen darm sich hören.

Der Richters Augen schweiften unwillkürlich wieder zu dem jungen Mädchen hinterher, das noch immer regungslos und ohne jede Teilnahme an dem Baumstamm lehnte.

„Dazu dürfte er kaum Zeit gehabt haben“, meinte er nachdenklich, „er mußte doch möglichst schnell im Wald verschwinden. Jeder Augenblick brachte ihn in Gefahr. Ich denke an etwas anderes.“

Der Arzt folgte der Richtung seiner Blicke, fluchte und fuhr zusammen. „Sie denken an die letzten Worte seines Opfers — mit dem Mädchen?“

„Um Gottes willen, reden Sie nicht so laut, Herr Doktor. Und drehen Sie sich bitte herum; wir fahren ja alle nach dort. Ich dachte allerdings einen Augenblick an die Möglichkeit, daß das junge Ding ihn verunreinigt und seine Blute gedrückt haben konnte. Aber das ist ja zu absurd.“

„Der Förster hätte die Augen des Richters auf sich richten und gab mit sichtlichem Überwieseln Auskunft.“

Danach wohnte Dora Regel, eine Verkäuferin aus Hammer, seit drei Wochen bei ihrer Tante in Döberitz. Beiden konnte nichts Schlimmes nachgesagt werden. Mit einem Manne habe der Förster sie noch nie zusammen gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

stand etwas abseits von den anderen, die sich aufgeregter und flüsternd unterhielten. Sie schaute sich an einem Baum

und schaute sich umher, verlor sich ins Tal.

„Was ist das für ein Mädchen?“ fragte der Förster und trat dicht an ihn heran.

Sie erzählte, sie habe kurz vor der Miegung da unten die beiden Schüsse gehört, sei nichts Wesens ahnend, weitergegangen und entsetzlich erschrocken, als sie hier vor dem Toten stand. „Und der Täter?“

„Von dem hat sie nichts gesehen“, schloß der Förster. Der Richter sah ja so, als ob ihm an dem Bericht oder an der Person des Erzählenden etwas nicht gefiele, unterdrückte aber eine Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag. Das Mädchen kam ja nachher so wie so an die Reihe.

Auch der Arzt schien dieser Ansicht zu sein, denn er hob jetzt die kleine Waise auf, die der kraftlosen Hand des Toten entfallen war, und meinte: „Geschossen? — Haben Sie das Ding schon untersucht? Der Mann hat sich noch bewegt.“

Nichtig, der kurze Lauf war pulvergeschwärzt und der Gen darm fand nach einigen Stichen in dem Gras die zur Waffe gehörige Kugel. Zu dieser Waffe gehörig? Der Mörder konnte doch mit demselben Kaliber geschossen haben.

„6,35 Zentimeter“, murmelte der Gen darm, „wenn er zweimal geschossen hat, müßte eigentlich eine zweite Kugel...“ er lachte weiter, aber vergeblich.

Der Arzt zog das Hemd über der Brust des Toten zurück und meinte, der Einstichkanal sei zu groß für dieses Kaliber. Allerdings wisse man nicht, aus welcher Entfernung der Täter geschossen habe. Nicht einmal die Schußrichtung lasse sich zweifelsfrei bestimmen.

Der Protokollant schraubte an jenem Fallfederhalter und machte ein bedenkliches Gesicht. Ob er noch so viel Tinte darin hatte?

Der Richter ging drei, vier Schritte zurück. Aber diese Entfernung waren keine Blutspuren auf dem Boden verteilt. Er meinte, diese Kammen von dem Getroffenen.

Der Arzt überlegte. „Wenn auch er getrunken und seinen Gegner verunreinigt hat, kann dieses Blut ebenso gut

Wem Sohn studierte goldrichtige Medizin und seine Tochter heiratete einen Rechtsanwalt. Aber immer wieder rief es den Doktor Eisenbar aus dem schönen Familienleben hinaus in die laute Welt und so konnte es geschehen, daß er nicht zu Hause in seinem Familienkreis, sondern in einem fremden Hotelbett aus dieser Weltlichkeit schied. Für den einen ruhelosen Mann war das eigentlich der „gegebene Tod“.

Rufen wir zusammen: der Eisenbar, der aus Vichitach bei Regensburg kamme und 1861 geboren war, war, wie es scheint, kein fähiger Mensch wie man heutigen Tages das Wortes, aber er war sicher ein Praktiker ersten Ranges, der mit dem Operationsmesser zu hantieren verstand wie nur irgendein Universitätsprofessor der Chirurgie. Und waren's die Augen, so konnte man sich auch getrost dem Doktor Eisenbar anvertrauen, und die letzte Strophe des Eisenbar-Liedes:

Das ist die Art, wie ich luriert,

Sie ist probat, ich bürg' dafür,

Daß jedes Mittel Wirkung ist,

Schwarz ist bei meinem Todschuß.“

braucht durchaus nicht ironisch gedeutet zu werden, da der Doktor Eisenbar, trotz des „schwarzen Todes“, bunt und des „schwarzen Todes“ wegen, von medizinischen Stand nicht wenig verstand.

Das Duell Köhler — Parker Gilbert.

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Da die öffentliche Meinung der Welt durch die verdächtigsten ungenauen und intentionell verästelten Nachrichten über die Denkschrift des Reparationsagenten in Aufregung versetzt war, hat die Reichsregierung am 6. November nicht ohne großen Eindruck gemäß dem in dem Denkschrift des Parker Gilbert, der die Durchführung des Damesplanes zu überarbeiten hat, richtete unter dem 20. Oktober eine Denkschrift an das Reichsfinanzministerium, in welcher wegen der platten Abweisung des Damesplanes schon in der nächsten Zukunft schwere Schwierigkeiten zu erwarten sind. Die folgenden sind die öffentlichen Aussagen im Bereich der Internationalen der Wirkung der Beamtenschaftsfrage würden nach Parker Gilberts Meinung die Aufgaben der Wirtschaft so sehr in die Höhe treiben, daß statt des notwendigen Antriegs ein Stillstand der deutschen Wirtschaft zu erwarten ist. Der Reparationsagent so die der Reichsregierung die Verantwortung dafür aufzuladen, wenn die im Damesplan als Vorbedingung für Deutschlands weitere Zahlungsfähigkeit bezogene Erreichung einer aktiven Handelsbilanz (Neberwiegens der Ausfuhr über die Einfuhr) in unabsehbarer Ferne erreicht werde. Weiter blüht der Reparationsagent mit Sorge auf die zunehmende Verschuldung der deutschen Wirtschaft und die deutschen öffentlichen Ausgaben im Ausland. Er befürchtet eine Erhöhung des Barzinsfußes von Summen, die Deutschland nach dem Damesplan laufend auf das Reparationskonto bei der Reichsbank einzahlt. Wenn aber die sich auf dem Konto anammelnden Gelder mehr für Reparationsleistungen (sogenannte „Schleifungen“) noch auf die Reparationsleistungen verwendet werden können und immer höher anhäufen so rufen die deutschen Einschuldungen, bis wieder für einen ausreichenden Maßstab der Gelder gelangt ist. Als Grenze, die beim Anschwellen des Fonds nicht überschritten werden darf, ist im Damesplan der Betrag von 5 Milliarden Mark angegeben. Das sind nach den Berechnungen der „Reparationsagenten“ (am 1. September 1928) genau zwei Jahrzehntelungen. Man kann es also vom Standpunkt des Reparationsagenten verstehen, daß er gegen eine in Zukunft drohende Erhöhung seiner Funktionen rechtzeitig Vorkehrungen zu treffen sucht.

Der Gegenpartei des Reparationsagenten im Streit um die Höhe der öffentlichen Ausgaben und um die Art und den Grad der deutschen Auslandsverschuldung ist die Reichsregierung und im besonderen der Reichsfinanzminister Dr. Köhler. Ob Dr. Köhler und seine Vorgänger immer das Höchstmaß von Energie aufgewandt haben, um die öffentlichen Ausgaben herabzudrücken und eine weitgehende Kreditpolitik zu treiben, läßt hier nicht unterzogen werden. Unbestritten ist, daß die Reichsregierung eine Sabotage ihrer Verschuldung nicht gestatten wollte, und es ist auch nur mittelbar durch Sperrung der für die Durchführung der Geleise erforderlichen Gelder. Es ist aber zu begreifen, daß dieser Gegensatz zwischen dem Vertreter unserer Reparationsgläubiger und den verantwortlichen Führern unserer inneren Politik nicht erst zu einem Zeitpunkt aufgeworfen ist, um eine Herabminderung möglichst möglich gewesen wäre. Das Duell zwischen dem Reichsfinanzminister Dr. Köhler und dem Reparations-

agenten Parker Gilbert, das sich durch den einmaligen Notenwechsel vom 20. Oktober und 5. November einleitete, hat sich in ihrer Form weitergeführt zu werden. Beide Teile sind bereit, die Verhandlung der Beamtenschaft zu beenden. Es wäre zu wünschen, wenn dies geschehen könnte, ohne daß Unruhmühen im Ausland und überempfindliche Gemüter im Inlande diesen Meinungsaustrich durch Gesetze fördern. Für viele Deutsche, die sich über die Bedeutung der Zustimmung zum Damesplan im August 1924 nicht recht klar waren, ist das Verhalten der Beamtenschaft Gilbert eine schmerzliche Lebenserfahrung gewesen. Wenn die immerhin recht peinliche und für uns beschämende Auseinandersetzung die Folge haben sollte, daß sich das deutsche Volk mehr mit den Damesverpflichtungen beschäftigt, so wäre das immerhin ein nicht zu unterschätzender politischer Gewinn.

Die Beamtenschaft als Wirtschaftsfaktor.

Die nun schon viele Monate währenden Erörterungen in der Presse wie auch sonst in der Öffentlichkeit über die in Angriff genommene Erhöhung der Beamtenschaft, haben die Beamtenschaft gegenüber mit den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gestellt. Man kann feststellen, daß es nicht wenige gibt, die sich über die geplante Erhöhung der Beamtenschaft, die Erhöhung der Beamtenschaft, und sogar meinen, daß eine Erhöhung der Beamtenschaft nicht notwendig ist. Die so denken und sprechen, kennen meistens die tatsächlichen Verhältnisse nicht, oder sie wollen dem Beamten nicht zu geben, was sie für sich selbst ohne weiteres fordern würden. Sie sehen gewöhnlich bloß die guten Seiten des Beamtenverhältnisses und vergessen leicht oft, daß das schmerzliche Verhalten der Beamten zum großen Teil auch darauf beruht, daß der Beamte dazu erzogen ist, mit wenig Mitteln verhältnismäßig viel anzunehmen und nach a u ß e n j i n zu aufzutreten, daß viel wirkliche Mühe und Sorgen verdeckt werden. Solche ist wenig. Weder in den früheren sogenannten guten Zeiten noch erst jetzt ist, hat der Beamte sich über „Anerkennung“ zu beklagen gehabt. „So hoch“ haben weder Staat noch Gemeinden die Beamten entlohnt. Aber über die „zu gute“ Bezahlung der Beamtenschaft ist ihm oft erregt, daß sie „ihm wieder“ Gehaltsaufbesserung eintrahen soll, veräußert, daß eine Herabsetzung der Einkünfte der Beamtenschaft der allgemeinen Volkswirtschaft schaden würde. Die Beamten halten in ihr Geld nicht für sich. Jeder Beamte ist mit seiner Familie ein wichtiger Konsument. Er braucht genau so wie jeder andere Mensch vieles an Lebensbedürfnissen aller Art. Spätungsweise umfaßt die deutsche Beamtenschaft mit ihren Familien etwa 10—11 Millionen Köpfe. Dies quantitative Faktor von Menschen hat naturgemäß auf das gesamte Wirtschaftsleben in Staat und Gemeinden großen Einfluß. Haben die Beamten solches Einkommen, das sie launisch nicht, denn laufen sie auch, und die Wirtschaft merkt das sehr wohl. Ebenfalls ist es umgekehrt. Der Gehaltsmangel ist mit einer schwachen Beamtenschaft nicht denkbar. Es gibt zahllose Geschäfte, die auf die Beamtenschaft geradezu auf Geduld und Geduld eingestellt sind. Sehr angenehme Geschäfte haben öfter gelagert, daß ihr Geschäft nicht mehr wie ehemals gehen würde — a u ß, weil eine kaufkräftige Beamtenschaft fehlte. Man sollte nicht scheitern und sich erregen, wenn Beamtengehälter erhöht werden können. Die Beamtenschaft ist vollständig genau so wie andere Arbeiter und Arbeiter in der Wirtschaft. Das Wirtschaftsleben ist ohne den wichtigen Faktor der Beamtenschaft gar nicht denkbar. Es ist auch jetzt so, daß die vielbesprochene Beamtenschaftserhöhung bislang nur in wenigen Mark „Vorküffen“ besteht. Von den 20 oder gar 30 v. S. „Erhöhung“ der Gehälter ist keine Rede. Das sind lediglich Phantasien. —

Zu deinem Volke sollst du stehen!

Ein Vortrag aus Anlaß der Verbemehrung für die deutsche Schule im Ausland.

Wenn wir doch ein wenig mehr über den Begriffen hätten, daß das höchste Gut des Mannes sein Volk sei. Dann brauchen wir nicht große Veranstaltungen, bei denen leider das Publikum des Festes oft die Gedanken und Gegenstände nicht recht aufnehmen läßt, um bereitwillig man zusammenzukommen sein. Wenn wir sehen, wie breiten Raum allenthalben im Reich die Vereinswesen einnehmen, das sich nicht nur im Reich, sondern auch oft ein Saal in der Stadt, wenn unser Volk, seine Geschäfte, seine Ausbreitung, und vor allem wenn von seiner Gut geteilt werden soll. Und bevor man kann den halbleeren Saal betritt, muß man sich durch die Stuhlpieler und Kannegeier erst den Weg bahnen, die das, was wir auf breitem Herzen haben,

nicht angeben scheint und in halber Ferne vernimmt man den Lärm der Regalbank. Es ist ja mancher Schuld daran, daß für so sehr, die deutschen Schulen und Vorküffer, wie ihr Fach. Aber die Hauptschuld liegt bei euch, daß ihr nicht wißt, welche Verantwortung jeder einzelne im Volk für die Erhaltung seines Volkstums in Heimat, in Welt hat. Auch diese Schuld besteht fortzugesetzt. Jahr für Jahr schenken die nachfolgenden Jahrgänge hinein in die Gleichgültigkeit und den Stumpfheit feilscher Selbstverleugung. Es sind die Leute, die für ihr Volk wenig zu tun meinen, ab und an mal, das Bierglas in der Hand, mit dem Bruch der Ueberzeugung, „Deutschland aber alles“ gelingen lassen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß in den großen Massen des Volkes in seinen niederen und mittleren Schichten mehr Treue zum Volkstum im Reime vorhanden ist, als wir gemeinhin denken. Diese wollen nicht übergeben sein. Sie kommen sich oft zu gering vor, und wir werden nicht mit ihnen über das, was uns bewegt. Dazu hat jeder Göttergötter, Gott glauben wir, daß Volk hinter uns zu haben und haben nur fünf von Hundert. Das des Reiches Grenzen nicht des Volkes Grenzen sind, daß wir nicht ein Volk von 60 Millionen, sondern fast 100 Millionen sind, daß an allen Grenzen des Reiches deutsches Volkstum in schwerstem Ringen um Schule, Sprache und Kultur liegt, das muß heute jedem Deutschen in die nachlassenden Bewußtsein liegen. Dies im Herzen zu bewegen, erweicht zur geistigen Wehrpflicht aus, der sich niemand entziehen darf, die anbeten von dem Augenblick, wo wir innerlich erwachen und erst mit dem letzten Schlag unseres Lebens aufsteht. Wir sind noch kein Volk! Wir wollen erst eins werden!

Will ein Wegbereiter zu diesem hohen Ziele ist der Verein für das Volkstum im Ausland. Es soll in alle Häuser und Dörfer und Hirtz gehen: „Deutsches Volk in Welt! Kinder deutscher Eltern, Blut von unserem Volk, geben zu Laufenem unserem Volke verloren, wenn wir nicht schnelle Hilfe schaffen! Die meisten Deutschen wissen ja gar nicht, wo überall in der Welt es lichterloh um unser Volkstum brennt.“

Wir wollen die Herzen. Der Weg zum Herzen geht hier durch den Verkehr durch Kenntnis und Wissen von deutscher Art und Not. Deutsche Art glänzt gerade bei den Deutschen in hellem Schein, die nicht das Glück haben, im Mutterlande zu wohnen. Ihre Hilfe erfragen wir mannigfaltig, als es uns schlecht ging. Sollen wir das so schnell vergessen haben? Bauen wir nicht das Haus unserer Zukunft, wenn wir für ein hartes Deutschland in der Welt sorgen? Gehen wir darum nicht auch unsere Bestimmung in der Welt, unserem Handel und Gewerbe, daß alle die Mäcker sich wieder drehen, die heute stille stehen?

Wächst dem Herzen wollen wir aber auch das Opfer. Das Opfer ist eine stillige Tat! Bringen wir dieses Opfer und zeichnen uns in die Gesterbenisten und spenden! Treten wir ein in die Massen des VPK.

Am 12. November: Rühl, meist nicht wie trübe, Niederbische, aufstrebend nur zeitweise, kommt es überhaupt in Frage kommt. Am 13.: Rühl, vorwiegend wie trübe, Niederbische. Am 14.: Einmal kälter, zeitweise heiter.



Die Entente: Verdammt, dieser Talkerinnen läßt sich, auf seine alten Tage mit dem Franzosen ein!!

Der Brodenschreck.

Roman von Otto Goldmann.

4) (Nachdruck verboten.) Der Richter wandte sich kurz ab. „Dann scheint jeder Zusammenhang zwischen ihr und dem Täter ausgeschlossen. Es war auch nur ein bloßlicher Einfall von mir.“ Zuerst seinen Augen hatte sich aber eine Falte eingedrückt. „Wahrscheinlich haben die brechenden Augen des zu Tode Betroffenen die bald nach dem Täter um die Erde blicken sehen,“ der Arzt richtete sich sein Kinn, das nicht ganz glatt riefert war, und diese beiden Umbrüche haben sich in seinen erloschenden Hirn vermischt und brennend: „Sinnestäuschungen eines Sterbenden, wie wir sie oft haben.“ Der Richter meinte, man werde ja gleich sehen, und tief das junge Mädchen heran. Dora Nagel kam langsam und schen. Richter, Gen darm und Förster haben sie an „Im Hinterrücken schielte auch noch der Kopf der Frau hinter sich zur herüber. Das machte sie befangen und ließ sie leise, kaum vernehmbar sprechen. Sie war nachmittags, kurz vor drei Uhr, von ihrer Freundin in Bad Harzburg weggegangen, die sie über Mittag besucht hatte. Sie wollte rechtzeitig zum Abendbrot bei ihrer Tante sein. „Weshalb haben Sie nicht die Fehrfraße benötigt?“ Die anderen verstanden den Grund dieser Frage nicht. Auch das Mädchen ob erlaucht den blonden Kopf. „Der Weg hier ist viel näher. Außerdem haben ich junge Weine.“ Der Richter blickte in die blauen Augen, die ihn mit einem Fächchen von Totop auf dem Untergrunde missernten. Sie gab ganz richtig zurück, daß der Weg über das Mollenhaus bis zum Götterweg zu dieser Sommerzeit von Touristen viel benutzt werde, außerdem sei es ja hell am Tag gewesen. „Allerdings hatte ich, nachdem mir der Förster begegnet war, bis hier herauf ein unangenehmes Gefühl, das ich nicht näher beschreiben kann. Es ein Gefühl der Einsamkeit, und als ob etwas in der Luft liege.“

Den Toten hat haben Sie nicht eingeholt?“ Sie schüttelte energisch den Kopf. „Nein.“ „Wo hörten Sie die Schüsse, es waren doch zwei?“ Sie hob den schlanken Arm und wies den Pfad hinab. „Dort hinter dieser letzten Biegung.“ „Trotzdem gingen Sie weiter?“ Der Richter verlor die Hände in seine Taschen. „Trotzdem?“ Was meinen Sie damit? Es klang etwas unsicher. Der Mann des Richter nur so vor? „Hatten Sie denn keine Angst?“ Sie lächelte schwach. „Es wird auf dem Broden von Ausschlagern oft geschossen. Sie wollen das Echo ausprobieren.“ Der Protokollant nickte mit dem Kopf. Der Richter ging auf diesen Punkt nicht näher ein. Dora Nagel meinte, die Schiffe seien zwar hintereinander gefallen, so etwa nach drei bis vier Sekunden der zweite. „Und der Täter?“ Sie sah ihn klar und fest an. „Ich habe keinen Täter gesehen. Ich stand zu meinem sprachlosen Entsetzen plötzlich vor diesem Toten hier.“ „Er war ja noch gar nicht tot“, sagte der Richter langsam. Sie sah ihn angegriffen an. Eine rauche Blauwolke flutete über ihr schmales Gesicht. Dann wurde sie sehr blaß. „Doch“, fuhr der Vernehmende fort, „er hat noch gesprochen.“ Sie zuckte zusammen. „Ich habe nichts gehört.“ Der Richter war einen Augenblick unschlüssig. Er konnte einen Schloßer, der scharf sein Zeug ging und alles vom Pfad weg verschaltet, was bei Verzögerungen in Kapitulationen die Farbe wechselte oder vertagen würde. Aber was lag gegen dieses junge Mädchen bis jetzt vor? Daß es eigentlich den Überfallenen nach seiner Gangart noch eingeholt haben mußte. Das es trotz der Schüsse weiter ging. Daß es unweit des Sterbenden liegend dessen letzte Wort nicht vernommen haben würde. Für alles ließ sich eine Erklärung finden und ihre Augen konnten er nicht widerlegen. Da trat der Arzt leise hinter ihn, legte ihm die Hand

auf die Schulter, als ob er seine inneren Gedanken ertragen hätte und wandte sich nachvollend zu dem Mädchen. „Ich glaube, es tut Ihnen jetzt leid, dieses Mädchen, daß Sie untätig neben dem Manne gesehen haben. Was Sie nunmehr erfahren haben, daß er noch lebte. Es quält Sie sicher der Gedanke: wieviel hätte ich doch noch helfen können. Ist es nicht so?“ Sie nickte ihm dankbar zu und in ihre schönen Augen traten langsam Tränen. Der Richter sah nervös nach der Uhr. „Die nächsten Zeugen!“ enthielt er kurz. Die jungweibliche alte Dame, die vor seinem Erscheinen die tödliche Flucht aus dem Wald unternehmen hatte, hatte ihre Stellung längst niedergelassen. Sie blähte sich wichtig und etzel auf und wurde sehr wortreich. Er mußte oft unterbrechen und ihren Redefluss eindämmen. Aber gehen hatte sie gar nicht und gebürt eben mit der beiden Schiffe, als sie mit ihrer Begleiterin, der stillen Jungfrau mit der hochgehobenen schwarzen Bluse und den grauen Zwirnhandschuhen nach einiger Zeit am Totort anlangte. Ihre Begleiterin hob anfangend die entzündeten Augen gen Himmel. Sie habe wieder etwas gesehen noch gehört. „Und die Schiffe nicht?“ fragte erlaucht der Richter und wachte sich nach dem Genbarman um, der von Dornbrüch heraufkommen hatte nachmittags alle angehängen und zum Fließen veranlaßt hatte, was im Umkreis eines Kilometer um den Totort herum an Ballanten aufzutreiben war. Man konnte dort nicht wissen. „Sie ist schwermütig“, erklärte die alte Dame und steifte ihre Begleiterin mit einem vorwurfsvollen Blick. Der Protokollant fand dies sehr prätig und auch protokollierungsfähig. Der Förster hatte die Schiffe gehört, schwere Beulen getragen, weiter zu gehen, war aber von dem Befirer Geparat mitgenommen worden und so an den Totort gelangt. (Fortsetzung folgt.)

Trauer-Anzeiger

Rechte Trauer.

Ev. Matth. 22, 37: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden.

Der Selen Sonntag naht. Wir wollen uns darauf rüsten, damit wir ihn recht begehen. Er ist ein Tag der Trauer und dieser Ernst legt sich uns mit Recht schon heute aufs Herz. Aber jede Trauer muß in sich gesund sein, sonst ist sie ein Unrecht. Und aus einer gesunden Trauer allein wächst das Heraus, was das Leben von uns fordert: ernstes und doch freundliches Schaffen. Und gerade das Geschenk an die Gesehnen soll uns zu solchen Schaffen treiben an denen und mit denen, die noch sind, und für die, die da kommen. Die falsche, tote und daher schuldvolle Trauer hat ihren Grund darin, daß man sich mit seinen Lieben allein nimmt. Und das ist eben falsch. Alles Lebendige bildet eine unendliche zusammenhängende Kette von Gesehnen hinein in Gesehnte. Die vor uns, die nach uns, wir zwischen ihnen: eine Kette, durch deren Glieder der Strom des ewigen Lebens fließt. Lassen wir nun, indem wir uns nur trauernd mit den Vergangenen beschäftigen, den Zusammenhang zerschneiden mit den Gesehnten und Zufünftigen, so heißt das nicht bloß, daß unsere Trauen in sich selbst, und machen uns schuldig, auch gegen die Gesehnen, denn auch ihr Werk wird damit durch uns abgebrochen — es soll aber durch uns weitergeführt und an die anderen weitergegeben werden. Gerade der Gedanke an ihr Werk, das sie unvollendet hinterlassen haben, sollte uns aus der Trauer hineinziehen in doppelt freundliche Arbeit, daß wir es weiterführen, daß wir es weiter vollenden helfen dürfen. So allein bleiben sie uns auch wahrhaft lebendig. Und so soll es sein! Wenn Jesus sagt: Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden, so heißt das nicht bloß, daß unsere Trauen in sich selbst, sondern es heißt auch: Gott will, daß auch du sie lebendig erhältst, indem du ihr Werk lebendig erhältst in freudigem Schaffen: er will, daß auch du den Tod überwindest und überwinden hilfst, indem du das Leben schaffst. P. S. W.

Feldarbeit im November.

Auf dem Felde geht die Arbeit ungeschwächt weiter. Die Kartoffeln sind zwar schon eingebracht, höchstens auf großen Gütern hat man noch nicht alles schafften können. Aber die Rübenkultur ist noch in vollem Gange. Mohrrüben, Futterrüben, Kohlrüben, das ist die Lösung des Tages. Da ist noch viel einzuharben. Auch die Eisenbahn ist fast mit dem Transport dieser Getreide beschäftigt. Danach läuft die Vorbereitung für das kommende Jahr. Die Winterfrüchte sind natürlich längst erledigt, die jungen Pflanzungen sind schon über das Stadium des Reimens hinaus. Aber es ist sonst noch viel zu tun. Der Acker, der im nächsten Frühjahr bestellt werden soll, muß ungeschwächt werden, damit er gehörig durchwintert. Das heißt den Boden auch wieder beim Unkrautjäten allerlei Schädlings bekämpfen, Engerlinge fassen den Sträßen zur Seite, selbst Hände verschmähen sie manchmal nicht. Mäuserlöcher werden ungenutzt, so daß die Mäuser leichter von ihren Feinden erreicht werden können, von Krähen, Finken, Meisen, Sunden. Der Acker ist die letzte Zeit die Zeit des Düngers, fahrens und des Umpflanzens. Es riecht nicht besonders gut, aber es muß sein. Die Periode, da man glaubt, mit den sogenannten künstlichen, besser gesagt mineralischen Düngemitteln alles zu betreiben, ist überwinden. Kali, Phosphat, Raft, Gips sind wertvolle Düngemittel und erst sie ermöglichen uns unsere Arbeit intensiver. Dazu aber den tierischen Dünger, der durch feine Säuren chemisch einwirkt, der fetter die Bodenfruchtbarkeit zu energischer Tätigkeit anregt und gewissermaßen wieder Leben in die Erde bringt, können sie nicht ersetzen. Weides muß Hand in Hand gehen.

Der Brodenschreck.

Roman von Otto Goldmann.

8) (Nachdruck verboten.)
Etwa fünf Minuten später kam das junge Mädchen, das sich unter den Jungen befand; leichtfüßig folgte es dem Fremden.
Der Richter maß auf seiner Landkarte mit dem Zirkel verschiedene Entfernungen nach und schüttelte den Kopf. Dann blätterte er weiter.
Zehn Minuten später, also etwa fünf Uhr fünfzehn, hörte der Forstbeamte kurz hintereinander zwei Schüsse fallen, hinter sich hoch am Berge. Er dachte an Wildbiede, schrie sofort und eilte die steile Fußweg herauf.
Am Zaunrand er zu seiner Verfassung einen Erbenden liegen. Er blickte fast über ihn, verknüpfte ihn aufzurichten. Der konnte mit Mühe und Anstrengung noch die Worte flüstern:
... mit dem Mädchen — geschossen!
Dann fiel er um und verschied.
Der Richter blickte auf und ein Zug der Spannung trat in sein Gesicht.
„Mit dem Mädchen?“ wiederholte er die Worte des Forstbeamten, „bis da drüben?“
Der Förster blickte ihn unbehaglich an. Welchen Zusammenhang legte der Richter seiner Trauer unter?
„Was der Erbende damit sagen wollte, weiß ich nicht“, meinte er nach einer kleinen Pause und drehte verlegen seinen grünen Hut in der Hand, „jedemfalls merkte ich erst hinterher, daß ich nicht allein war. Das junge Mädchen lag da drüben im Gras, an allen Gliedern zitternd. Es hatte die Hände vor's Gesicht geschlagen und schrien auch mich erst zu bemerken, als ich es anrief. Es war ein paar Minuten unzufällig, aufzufahren. Ich denke, die Aufregung...“
„Sm!“ machte der Richter und blickte scharf nach der Bewegung, bis zu der die Zeugen auf sein Gebot sich zurückgezogen hatten.
Die so oft und in seltsamem Zusammenhang Erwähnte

Die Eicherung der Eisenbahnübergänge.

Am 7. November 1927 hat im Reichsverkehrsministerium eine Besprechung der beteiligten Kreise über Fragen des Straßenverkehrs auf Eisenbahnübergängen in Sachsenhöhe stattgefunden. Es wurde hierbei festgestellt, daß die beobachtete und zum Teil schon durchgeführte Aufstellung der neuen Warnungsschilder für den Straßenverkehr als „Straßenverkehrsbeschränkung“ als eine Verbesserung des früheren Zustandes anzusehen ist. Es besteht die Absicht, diese Schilder in größerem Umfang als in der Verordnung vorgegeben anzubringen. Auch soll der Frage über Vermeidung von Warten vor oder hinter den genannten Warnungsschildern für den Straßenverkehr nähergetreten werden, um sie an besonders unangünstigen Stellen besser erkennbar zu machen. Da übrigens aus anderem Anlaß die an den Bahnübergängen zurzeit vorhandenen Warnungsschilder der Eisenbahn voraussichtlich durch Warnungsschilder ersetzt werden sollen, dürfte in Zukunft auch eine bessere Kennzeichnung der Übergänge selbst eintreten.

Die zulässige Größe der Postkarte. Es scheint noch nicht allgemein bekannt zu sein, daß Postkarten, die größer sind als die in den Abmessungen von 14,8:10,5 Zentimeter amtlich ausgegebenen Postkarten, gegen die Postfahrgeldgebühr nicht mehr befördert werden, sondern der Briefgebühr unterliegen. Es liegt im Interesse der Besender, diese Bestimmungen genau zu beachten, weil solche unzulässigen Postkarten, wenn sie nur mit der Postfahrgeldgebühr freigegeben sind, mit Nachgebühr belastet werden müssen.

Die Militärenten für Dezember. Da es nicht möglich erscheint, daß die dem Reichstag vorliegende Abänderung des Reichsverordnungsgegesetzes so rechtzeitig verabschiedet werden kann, daß die Ende November fälligen Militärenten für Dezember noch dem neuen Gesetz zur Auszahlung gelangen können, ist eine noch malige Verzögerung angeordnet worden. Die der Reichsregierung der Kriegsbeschädigten mitteilt, wird die gegenwärtige Zulage auf die bisherigen Grundbeträge von 22 Prozent für alle Rentenempfänger für die Auszahlung der Dezemberbeträge bei den Verfallterminen auf 50 Prozent, bei den Hinterbliebenen aber nur auf 30 Prozent erhöht.

„Ich bin der Doktor Eisenbart...“

200 Jahre nach dem Tode des Wunderarztes.

In jedem feierlichen Anlaß sieht das berühmte Bild vom Doktor Eisenbart und seinen Wunderkuren. Zahllose Strophen hat es und eine ist immer schöner als die andere. Die erste schon macht neugierig auf die folgenden:

Ich bin der Doktor Eisenbart,
zwillingsblond, bunt, bun!
Karrier' die Zeit, nach meiner Art,
zwillingsblond, bunt, bun!
Kann machen, daß die Wunden geh'n,
zwillingsblond, bunt, bun!
Und auch die Scham wieder geh'n,
zwillingsblond, bunt, bun!

Wer das nun so liest oder singt, wird der wohl ohne weiteres glauben, daß dieser lebenshafte Medizinmann wahr und wahrhaftig gelebt hat! Jammoh, das hat er, und vor 200 Jahren, am 11. November 1727, ist der Doktor Eisenbart oder Geyersbarth, der auf die Zusammenkunft Johann Andreas hätte, von Hannoverisch-Münden, wo er als ambulanter Arzt, der er war, ein paar Tage lang praktizieren wollte, direkt in die Gwigkeit abgefahren. Auf seinem Grabstein hat er als der „wundbar hochheile, hochberühmte, weltberühmte Herr Johann Andreas Eisenbart“ bescheiden und demütig Großbritanniens und Ehrwürdigkeit. Braunschweig-Lüneburgischer privilegierter



Sandars, wie auch Konial, Weinfischer, Kaktus und Holzwasser... titulierte. Das also war der Mann, den wir, wenn wir ihn nur aus der Dichtung kennen, für einen Scharlatan, Kuppler und Mediziner, für einen Quacksalber, für einen Schächer ist von Anno dajamals zu halten geneigt sind, aber, wenn man ihn unter die Lupe nimmt und näher blickt, als zwar gewissen, marktschreierlicher, geschäftsmäandiger, braunhaariger Medizinmann sich offenbart, im Grunde seines Wesens aber ein arbeitsamer, außerordentlich geistvoller „Dulst, Schmitt und Sandars“, wie er sich nannte, gewesen sein muß. Von den verschiedensten Seiten wird ihm das in Ausdrücken höchster Bewunderung bezeugt, und das Bild, das ihn als trauen Sparanten an den Brunnen stellt, ist als Quelle seines Ruhms wert. Nebenbei bemerkt: dieses Bild ist aller Wahrscheinlichkeit nach viel früher auf der Welt gewesen als der Doktor und man hat den Namen „Eisenbart“ später nur funktioh hineingefügt. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben: ein Heilmittelgeschäft allerersten Ranges war dieser fürtreffliche Dr. med., ein Operateur, der das medizinische Geschäft im Umberziehen betrieb und sich in Szene zu legen wußte wie nur je ein „Spezialist“.

Auf Jahrmärkten erschien in den Umzügen seiner Praxis der Eisenbart mit Postreißern, Jongleuren, Hanswurstern und Feuerstücken, um auf seine medizinischen Kunststücke aufmerksam zu machen und Kundhaft anzuwerben. Es gab da manderlei „Hilfeshandlungen“, aber im Grunde genommen war es eine Medizin, die sich sehen lassen konnte. Kräfte und ständige Körperkraften interessierten sich für den Doktor und es gab bald kein Gebiet der Medizin, in das er nicht mit seinem Operationsmesser hineinlief. In Zählrängen und Zehntausenden wuchsen und blühten seine Praxis in herrlicher Weise und die Erfurter machten ihn zu ihrem Stadtsarzt. Da er aber ein ruhelofer Mensch war, begab er sich mit seinen Messern, seinem Medizinwissen und seinen Salben und Salben bald wieder auf die Wanderbahnen, und alles hütliche ihm und wollte ihn von ihm operieren lassen. Auch Berlin bekam ihn zu sehen, und Friedrich Wilhelm I. der sonst wirklich kein befehlensfreundlicher und schwermütiger veranlagter Herr war, war ganz erstickt von ihm. Im Jahre 1703 wurde er ging unter die Erde, und wurde wurde wurde Schützenbürgerrecht auf.



... auf ihn zu... brochen, man... Boden nicht... daß die Wut... in Täter her... , bevor er... etwaachen, mit... breien... ich wieder zu... regungslos... in lechte... „meinte er... im Wald ver... Gelage. Ich... , stunte und... Worte seines... „ant, Herr... für sitzen ja... rübenblick an... lungen... das ist ja zu... anfrum. Wer ist das Mädel übrigens?“
Der Förster fühlte die Augen des Richters auf sich ruhen und gab mit höflichem Überdruß Auskunft.
Danach mochte Dora Nagel, eine Verkäuferin aus Gannover, seit drei Wochen bei ihrer Tante in Döberitz. Neben keine nichts Schlimmes nachgeligt werden. Mit einem Namen habe der Förster sie noch nie zusammen gesehen.
(Fortsetzung folgt.)

hand etwas abseits von den anderen, die sich aufgeregt und stüßend unterhielten. Sie lehnte sich an „einem Baum und blickte wie verloren ins Tal.“
„Was lagte sie Ihnen?“ Was wußte sie von der Sache?“ fragte der Richter den Förster und trat dicht an ihn heran.
„Sie erzählte, sie habe kurz vor der Wiegung da unten die beiden Schüsse gehört, sei, nichts Wofes abend, weitergegangen und einseitig ertrhodet, als sie hier vor dem Toten stand...“ „Und der Förster?“
„Von dem hat sie nichts gesehen.“, schloß der Förster.
Der Richter sah so aus, als ob ihm an dem Bericht oder an der Person des Erzählenden etwas nicht gefiele, ungedulde aber eine Bemerkung, die ihm auf der Zunge lag. Das Mädchen kam ja nachher so wie so an die Reihe.
Auch der Arzt schien dieser Wiegung zu sein, denn er hob jetzt die kleine Waage auf, die der kaffolten Hand des Toten entsallen war, und meinte: „Geschossen?“ — Haben Sie das Ding schon untersucht? Der Mann hat sich noch gewehrt.“
„Nichts, der kurze Lauf war pulvergeschwärt und der Genbarum fand noch einigen Saugen in dem Gras. Die zur Waage gehörige Kugel. Zu dieser Waage gehörig? Der Mörder konnte doch mit demselben Kaliber geschossen haben.“ „6,35 Zentimeter“, murmelte der Genbarum, „wenn er zweimal geschossen hat, müßte eigentlich eine zweite Kugel...“ er suchte weiter, aber vergeblich.
„Der Arzt zog das Handgelenk der Brust des Toten zurück und meinte der Einschnittskanal sei zu groß für dieses Kaliber. Allerdings wisse man nicht, aus welcher Entfernung der Täter gefeuert habe. Nicht einmal die Schußrichtung lasse sich zweifelsfrei bestimmen.“
Der Protokollant schraubte an seinem Füllfederhalter und machte ein bescheidenes Gesicht. Ob er noch so viel Zeit darin hatte?
Der Richter ging drei, vier Schritte zurück. Aber diese Entfernung waren keine Wundspritzer auf dem Boden verteilt. Er meinte, diese stammten von dem Getroffenen.
Der Arzt widersprach. „Wenn auch er gefeuert und seinen Gegner verwundet hat, kann dieses Blut ebenlo auf